

Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Aus freudelosem Hause.

Roman von Edward Stilgebauer.

(Fortsetzung.)

Das werden Sie doch nicht thun, oder fürchten Sie sich am Ende vor mir?"

„Fürchten? Warum sollte ich mich fürchten?" Es lag etwas Sonderbares, wie ein Moment einer kleinen Verwirrung in ihrer Seele. „Sie sind doch nicht böse?" fragte sie dann noch einmal.

„Ich habe Ihnen schon einmal gesagt, daß ich nicht böse, sondern von ganzem Herzen dankbar bin. Aber, wenn Sie mich nicht böse machen wollen, dann setzen Sie sich einen Augenblick und plaudern mit mir."

Zögernd nahm sie den Stuhl, den er ihr angeboten hatte.

„Sehen Sie," begann er nach einer Weile, indem er auf den Tisch deutete, „das sind jetzt meine Weihnachten. Sie müssen sich das Bäumchen allerdings wegdenken, das Ihre Güte und Freundlichkeit mir als freudige Ueberraschung beschert hat. Ich war diesen Abend schon recht traurig, Fräulein Frank; ich hatte schon die Idee, ein bischen zu Ihnen und Ihrer Mutter hinüberzukommen; aber ein fröhlicher Gesellschafter wäre ich nicht gewesen, und so habe ich Abstand genommen."

„Ein Freund ist mir immer willkommen," meinte sie schlicht.

„Das glaube ich wohl," erwiderte er; „aber des Freundes Pflicht besteht auch darin, Freude zu bringen, und an solchen Tagen — Sie kennen mich ja jetzt schon zwei Jahre, seitdem ich bei Ihrer Mutter wohne — an solchen Tagen, wie dem heutigen, bin ich ein sonderbarer Kauz, noch sonderbarer als im gewöhnlichen Leben. Da kommt so alles, was man mit dem einen Wort Erinnerung bezeichnet; da stürmt alles auf mich ein und macht mich nachdenklich und verstimmt mich. Haben Sie nicht auch schon empfunden, daß Erinnerungen einen verstimmen?"

„Wenn es traurige Erinnerungen sind," sagte sie, ihn aufmerksam betrachtend. Die Freude schwindet manchmal aus unserem Gedächtnis, und die traurigen Erinnerungen bleiben um so sicherer zurück, zumal wenn einem das Leben nicht viel Freude gemacht hat.

Sie schwiegen beide und blickten auf den Tannenbaum, dessen Lichter das kleine Zimmer mit einer freundlichen Helle erfüllten.

„Ich langweile Sie mit meinem Geplauder," sagte er dann mit einem Male. „Sie denken an Ihre Mutter, daß sie vielleicht erwacht ist; Sie denken vielleicht auch, es sei nicht schicklich, hier bei mir zu sitzen und die Zeit mit der Unterhaltung über solche Seelenstimmungen hinzubringen. Nicht wahr, das denken Sie?"

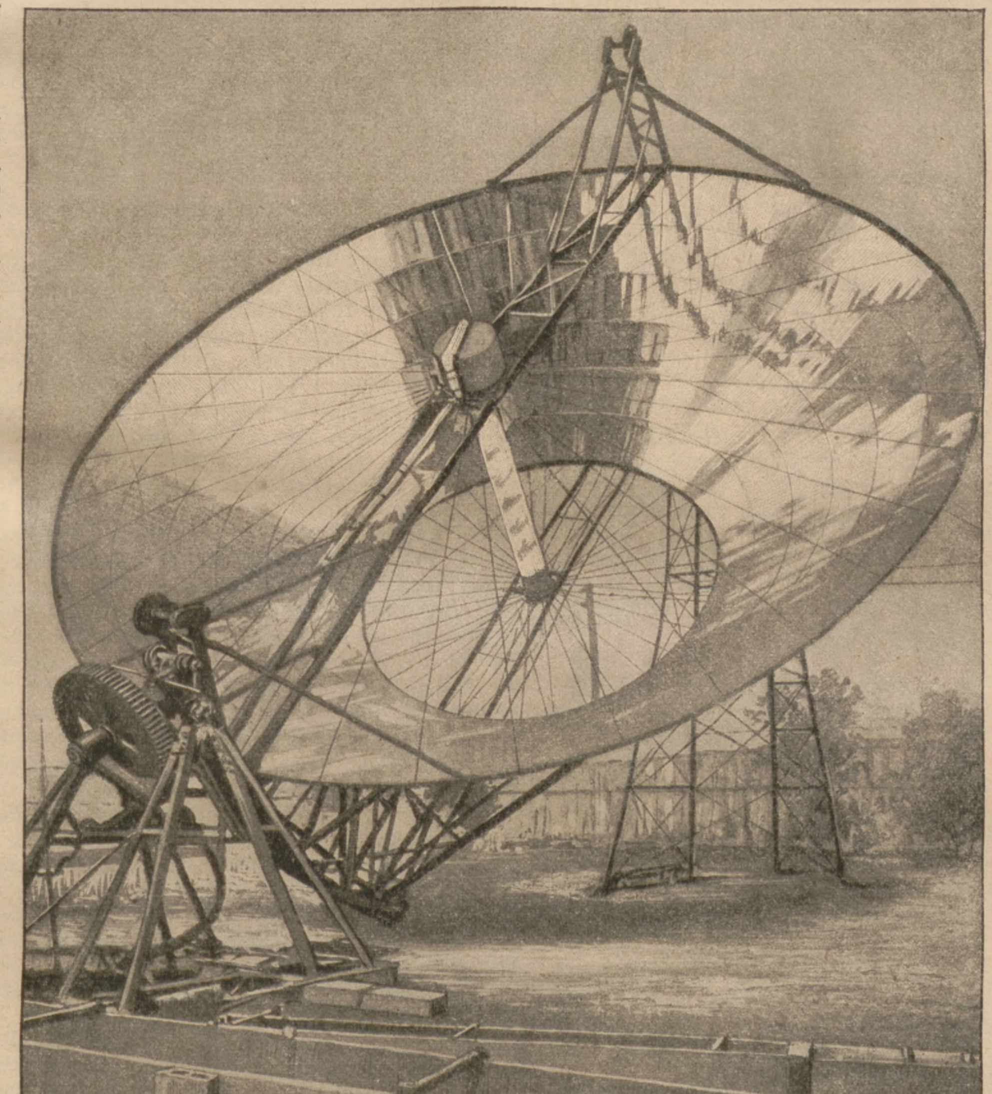
„Wenn ich das dächte oder gedacht hätte, wäre ich nicht gekommen. Ich kenne Sie und Sie kennen mich," antwortete sie in festem Tone. „Ich bin darüber hinaus, mich an solchen Vorurteilen zu stoßen."

„Man ist nie darüber hinaus," meinte er allen Ernstes. „Bis an den Tod schleppen wir die Vorurteile der Welt mit uns herum und können sie mit dem besten Willen und trotz der Anspannung aller unserer Verstandskräfte nicht loswerden. Glauben Sie mir, Fräulein, mir, der ich an solchen Vorurteilen zu Grunde gegangen bin, glauben Sie mir das!"

„Sie sehen wieder sehr schwarz, Herr Richter," sagte sie leise lächelnd; es schien sogar, als flöge ein wenig Spott um ihren Mund. „Wenn das andere hörten, daß Sie behaupten, Sie seien zu Grunde gegangen, Sie, den viele, viele um seine Stellung in der Gesellschaft beneiden!"

„Das ist es ja gerade," fuhr es ihm da heraus, „diese Stellung .... doch nein, heute will ich davon gar nicht sprechen, heute nicht."

„Ich hatte auch gerade eine kleine, ganz kleine Bitte an Sie,"



Sonnenmotor in Süd-Passadena in Kalifornien. Der große Hohlspiegel. (Mit Text)

begann sie in aller Ruhe, als wenn sie von seinem leidenschaftlichen Ausbruch gar nichts verstanden hätte. „Da ich nun doch einmal da bin und mich gesetzt habe, spielen Sie noch einmal Ihre Phantasie über das Weihnachtslied, spielen Sie noch einmal, bitte bitte!“

Er gehorchte schweigend und setzte sich an das Klavier. Sie lauschte andächtig, wie seine Finger meisterhaft über die Saiten fuhren und er das Innerste seiner Seele in die Töne legte, aus denen sich die Melodie des Weihnachtsliedes immer als Leitmotiv herausschälte, bis die Akkorde und Phantasien allmählich verstummten und er das „Stille Nacht, heilige Nacht“, in seiner reinen Einfachheit mit der ganzen Stärke seines großen Gefühls intonierte.

„Dank, vielen, vielen Dank,“ sagte sie, als er geendet, „vielen, vielen Dank!“

„Der Dank ist auf meiner Seite; Sie wissen, es giebt Wochen, in denen ich keine Taste anrühre; ich hätte Ihre Bitte kaum erfüllt, wenn ich Ihnen nicht Dank schuldig gewesen wäre.“

„Also in gewissem Sinne eine Abfindung,“ versuchte sie zu scherzen.

„Wenn Sie es so nennen wollen. Doch nein! Ich habe eine Scheu, vor den Ohren anderer spielen zu müssen. Wissen Sie, wie das heißt, wenn dem Menschen etwas heilig ist?“

Sie sah ihn groß an.

„Wenn dem Menschen etwas heilig ist,“ fuhr Paul Richter ruhig fort, „dann gewährt er nur wenigen Mitmenschen, denen er ein besonderes Verständnis für sein Heiligtum zutraut, einen Einblick in dasselbe, und aus diesem Grunde habe ich noch niemals in Gesellschaften oder auf eine Aufforderung hin gespielt, das wissen Sie ja. Es war heute das erstemal, daß ich Ihrem Wunsche willfahren durfte ... Und das ist es nicht allein,“ sagte er nach einer Weile, „es ist noch etwas, das große Wollen und das geringe Vermögen, das nagt und nagt an meinem Innern. Können Sie sich etwas Schrecklicheres denken, als wenn man in einem fort etwas will und vermag es nicht?“

„Das ist doch hier nicht der Fall.“

„Das meinen Sie in Ihrem guten Herzen und dennoch ist es anders. Ich habe heute die Gedichte eines spanischen Dichters gelesen. Der Arme ist nach einem Leben voll Entbehrung und im schönsten Alter elend zu Grunde gegangen. Sehen Sie, dem ist es auch so gegangen. Immer wollen und wollen und niemals, wenigstens in seinen eigenen Augen, das erreichen zu können, was man will. Ach, er hat herrliche Gedichte geschrieben! Und doch fängt er gleich auf der ersten Seite an mit einem großen Mißklang und dieser zieht sich durch sein ganzes Buch von Seite zu Seite.“

Sie hörte ihm aufmerksam zu.

„Ich habe das Buch nicht hier,“ sprach er dann, „sonst würde ich Ihnen das Gedicht vorlesen. Aber die Verse sind mir nicht aus dem Gedächtnis entschwunden; so ungefähr kann ich mich noch erinnern und sie mühsam zusammenstoppeln. Wollen Sie sie hören?“

„Gerne, Sie haben mich schon äußerst gespannt gemacht.“

„Warten Sie ... wie fing er doch an? Richtig:

> Ich kenn ein Lied, so schön, so tief, so eigen,
> Das wie Hosianna meine Brust durchzieht;
> Doch was dir diese toten Blätter zeigen,
> Ist nur ein leiser Schimmer von dem Lied.

„So, so, gerade so ist es auch mit mir, mit meiner Musik und mit meinem ganzen Leben. Wollen, großes Wollen und kein Vollbringen, kein Können. Wenn ich einmal spielen könnte, was ich fühle, einmal leben könnte, wie ich wollte! Ach einmal, nur einmal! Aber dazu fehlt mir das Eine, das eine Große, was das Menschenleben voll und einzig erfüllen muß, damit das Leben ein Leben sein kann. Wissen Sie, was das ist, kennen Sie dieses eine Große? Manchmal kommt es für Augenblicke und verschwindet dann für Jahre, auf Nimmerwiedersehen.“

Sie sah ihn an, fragend, wartend.

„Heute abend haben Sie es einen Moment zu mir gebracht; deshalb habe ich Ihre Bitte erfüllen und Ihnen die Phantasie über das Weihnachtslied spielen müssen. Ich kenne nur einen Ausdruck für dieses Eine, obwohl es in tausenderlei Gestalt auftritt. Es kann eine Blume sein, die morgen verwelkt ist, es kann ein Glück bedeuten, das unser ganzes Leben ausmacht. Ich nenne es die Freude. Wohl dem, mit dem die Freude geboren wurde, in dessen Herzen, in dessen innerster Natur sie ihren Sitz aufgeschlagen; wohl dem Menschen, wenn sie in dem Hause weilt, in dem er seine Kindheit und Jugend verlebt. Sie gehören auch zu denen, die die Freude bringen, sonst wären Sie nicht auf die Idee gekommen, mir das Bäumchen zu putzen. Das ist mehr als eine nichtssagende kleine Aufmerksamkeit. Ach, ich wußte es schon lange, in den vielen Stunden, in denen ich mit Ihnen gesprochen habe, daß etwas von diesem Keim der Freude in Ihnen stecken muß. Ich dagegen gehöre nicht zu denen, die die Freude bringen können.“

Von seinen leidenschaftlichen Worten im Innersten betroffen, hatte sie ihm aufmerksam, teilnahmsvoll zugehört, obwohl sie den Sinn seiner Rede nicht ganz verstand.

Er stand dicht neben ihr am Tische und hatte die Hand auf die Platte gestützt. Sein Auge haftete auf den Wachskerzen, die fast völlig herabgebrannt waren; eine nach der andern begann zischend zu verlöschen.

„Für dieses Jahr auch wieder aus,“ sagte er leise vor sich hin.

Endlich sprach sie, nach einer langen Weile der Ueberlegung: „Sie meinen also, die Freude liege ganz in dem Charakter und der Erziehung begründet, wenn anders ich Sie richtig verstanden habe?“

„Beinahe ganz,“ antwortete er. „Doch glaube ich, daß ein großes Glück im stande ist, die Freude zu erzeugen, die uns bei der Geburt die Natur versagt hat. Einmal glaubte ich es wenigstens annehmen zu müssen, einmal. Doch, es ist schon lange her, schon über zehn Jahre; ich war damals noch jung und habe mich auch in dieser Annahme getäuscht.“ Er hob den Kopf und sah einen Moment traumverloren durch das Fenster; dann begann er: „Ich habe die Geschichte bisher nur wenigen Menschen erzählt, meistens nur solchen, die ihren Anfang miterlebt haben und denen ich dann nur Mitteilung von ihrem Ende zu machen brauchte. Sie sollen sie hören, weil Sie immer gut zu mir waren und heute abend wieder so gut gewesen sind. Eigentlich ist es auch gar keine Geschichte, sondern ein ganz einfacher, sonnenklarer Vorgang, wie er sich in dem Leben eines jeden Menschen einmal findet, die nur für mich durch meine allzu phantastisch veranlagte Natur zur Geschichte geworden ist.“

Er hielt inne, als überlegte er noch einen Augenblick, ob er auch wirklich fortfahren solle. An dem Weihnachtsbäumchen war ein Licht nach dem andern erloschen; nur oben auf der Spitze brannte noch eine Kerze in großer, heller Flamme, als kämpfe sie mit aller Macht gegen ihren Untergang.

„Setzen Sie sich auf den Sessel vor meinen Schreibtisch, damit Sie nicht müde werden, mir zuzuhören,“ fuhr er dann fort.

Sie that, wie er ihr geheißen. Er trat hinter sie an den Schreibtisch und entnahm einer Schublade das alte, vergilbte Päckchen Briefe, das er vorhin dort wieder aufgehoben hatte. Und indem er es ihr hinreichte, sagte er: „Sehen Sie, das ist der Rest von meiner Geschichte, der einzige, der mir übrig geblieben, den ich nun seit elf Jahren zum Andenken aufbewahrt habe. Und nun werden Sie sich den Inhalt meiner Geschichte schon denken können.“

Erstaunt über diese plötzliche Wendung, fragend, den Kopf leise zu einer Verneigung schüttelnd, sah sie ihn an.

„Sie ist fürchterlich einfach, die Geschichte,“ hub er an, „so einfach, daß ich mir manchmal den Kopf darüber zerbrochen habe, wie man sich über eine so einfache Geschichte so viele Gedanken machen kann.“

Er ging wieder unruhigen Schrittes an das Fenster, trommelte einige Augenblicke wider die Scheiben, und sie nicht ansehend, als rede er mit sich selber, fuhr er dann fort: „Ja, zehn oder beinahe elf Jahre sind es jetzt her. Ich war damals noch ein junger Fant und hatte gar keine Ahnung davon, was es heißt, im Leben sich eine Stelle zu erobern und unter seinen Mitmenschen als eine Persönlichkeit dazustehen. Heute weiß ich es, wie viel Schweiß es mich gekostet hat, bis ich dazu kam, die Hefte meiner Schüler korrigieren zu dürfen. Damals hielt ich eine solche Beschäftigung für das Privileg von Dummköpfen und schwärmte für die Erhabenheit der Kunst. Meine Eltern waren in besseren Verhältnissen als heute, oder sie glaubten es wenigstens zu sein. Gleichviel. Heute ist auch kein Thaler mehr vorhanden, mit dem sie mich unterstützen würden; sie brauchen alles für sich selber, die armen Leute.“

Er lachte ein paarmal rasch hintereinander schrill und bitter. „Also damals gaben sie meinem Drängen nach und ließen mich auf ein halbes Jahr ins Ausland gehen. Meine Sucht, herauszukommen aus den engen Verhältnissen, etwas Neues, etwas Fremdes kennen zu lernen, hatte mir keine Ruhe gelassen. Mit allem Feuereifer stürzte ich mich in die neuen Verhältnisse, begann die Heimat zu verachten und das Neue anzubeten. Und jetzt beginnt meine Geschichte und ist auch gleich zu Ende; sie war zu Ende, noch ehe sie eigentlich begonnen hatte, weil sie den Keim des Todes in sich trug.“

Sie verwandte kein Auge von dem Sprechenden. In so seltsamem Tone, mit dieser geradezu fieberhaften Erregung hatte sie den sonst so ruhig scheinenden, nur das Sachliche berührenden Paul Richter noch nie reden gehört.

Er aber wandte sich plötzlich um, sah Thilda hell in das Gesicht und fuhr fort: „Ja, so ist es, liebes Fräulein; seinen Stachel hat es aber im Herzen zurückgelassen, und darüber kommt man so bald nicht hinaus, ich wenigstens nicht; wenn man seine ganze Person, sein ganzes Ich, sein ganzes Fühlen, Wollen und Denken drangesetzt hat, dann kommt man so leicht nicht darüber weg. Die Geschichte ist so einfach, daß ich sie Ihnen nur anzudeuten brauche. Ein mittelloser junger Mann von fünfundzwanzig Jahren ohne Stellung, nur ein Ideal in seinem Herzen, seine Kunst, für die ihm keiner einen Groschen giebt, und ein skrupelloses, blühendes,

schönes Weib mit ein paar leuchtenden Feueraugen und einer wahren Sirenenstimme in ihrer Kehle. Wissen Sie, was eine solche Stimme für einen Musikfreund bedeutet? Wissen Sie das?"

„Ich kann es mir denken," erwiderte sie mit leichter Stimme.

„So, so wissen Sie denn die Geschichte; das Ende können Sie sich leicht zusammenreimen. Er liebte sie, und sie, sie betrog ihn mit jedem andern; sie hatte ihren Spaß an seiner Unschuld und an seinem Glück, bis sie sich an einen andern Kerl, der mehr Mittel besaß, hängte, und ihm den Laufpaß gab. Verstehen Sie mich, das ist das Ende von meiner Geschichte, das Ende, das mir jeder vorausgesagt hatte, noch ehe die eigentliche Geschichte ihren Anfang genommen. Und das, was Sie da in Ihrer Hand halten, das sind ihre Briefe voll von Lügen, voll von falschen Schwüren und nichtssagenden Phrasen. Und seitdem, seitdem habe ich einen Ekel an den Weibern bekommen, und seitdem ist mein Ideal in den Schmutz gesunken. Das war mein Teil von dem Glück, diese Lügen und dieser Schwindel, und weil es mein bischen Glück war, deshalb habe ich diese Briefe als Andenken aufbewahrt. Und nun wissen Sie diese einfache Geschichte, die mich so werden ließ, wie ich geworden bin."

Bei diesen letzten Worten hatte seine Stimme leicht gezittert. Als er sich umdrehte, bemerkte sie, wie zwei Thränen hell und groß in seinen Augen schimmerten, die er vergeblich zu verbergen suchte, indem er sein Taschentuch zur Nase führte, als ob er hätte niesen müssen.

Sie sah ihn lange und traurig an; endlich sagte sie: „Sie müssen sehr unglücklich gewesen sein."

„Auch das ist überwunden," erwiderte er kurz. „Ich glaube überhaupt, daß das ganze Leben eine einzige Ueberwindung ist. Wenigstens mir ist es immer so vorgekommen."

Noch einmal flammte es hell auf in dem Zimmer, dann war die letzte Wachskerze zischend verlöscht.

„Sehen Sie," sagte er traurig, „so ist auch diese Freude für dieses Jahr zu Ende."

Da rief es von der andern Seite des Korridors: „Thilda, Thilda, wo steckst Du denn?"

Sie fuhr auf. „Die Mutter ist aufgewacht und ruft, Herr Richter; ich danke Ihnen für die Freundlichkeit, mit der Sie mir das alles erzählt haben. Sie müssen doch sehr unglücklich gewesen sein."

„Nicht Sie haben mir, ich habe Ihnen zu danken, daß Sie mir heute das bischen Freude gebracht haben. Geben Sie mir Ihre Hand als Pfand der Freundschaft, geben Sie mir die Hand!"

Sie reichte sie ihm, wie er es gewünscht hatte. Einen Moment hielt er ihre Hand umfaßt und sah Thilda mit einem langen traurigen Blick an.

Da, als die Mutter nochmals rief, trennten sie sich.

Der Tannenduft, den sie ihm gebracht hatte, erfüllte das Zimmer noch lange, nachdem sie gegangen war. Er legte die alten Briefe an ihre Stelle und verschloß den Schreibtisch. Es war Zeit, zum Nachtessen zu gehen. Er erschauerte im Gedanken an die einsame Kneipe, im Gedanken an den schneidenden Nordorst, der durch die Gassen und Straßen pfiff.

Als er den Korridor entlang ging, sah er sie gerade aus der Küche in die Stube huschen. Sie hatte ihn nicht bemerkt. Ein Lächeln glitt über seine Züge. Und indem er vor sich hinmurmelte: Sie hat doch etwas von der Freude, stieg er, den Kragen seines Mantels hoch nehmend, die Treppe hinab.

2.

Die Festtage waren vorübergegangen, und das Leben hatte seinen alltäglichen Gang voll Arbeit und Eintönigkeit wieder aufgenommen. Einen unbarmherzig kalten Winter hatte das neue Jahr mit sich gebracht. Der Schnee, der an Weihnachten gefallen, war nicht mehr geschmolzen; eine unabsehbar weite weiße Leichendecke breitete er sich hartgefroren über das Land aus, zum größten Leidwesen von Paul Richter, dem Freunde alles Lebendigen und Farbenreichen, der jetzt mit doppeltem Unmute jeden Morgen sich durch den tiefen Schnee den Weg zum Gymnasium bahnte.

Aber für Thildas liebevolles, nur in der Aufopferung für andere sich still erfreuendes Gemüt waren diese harten Wintertage die richtige Zeit. Da hatte sie tausend und tausend kleine Dinge vom Morgen bis zum Abend zu thun, um das liebe Haus traut und warm für die alte Mutter zu machen, um der Not und dem Elend, die ihr begegneten, hilfreichen Beistand zu leisten. Da suchte sie oben in der Kammer, wenn sie auch manchmal bis auf die Knochen fror, abgelegte warme Kleidungsstücke, damit kein Armer unbeschenkt von ihrer Thüre gehen müsse; da kochte sie in der Küche eine kräftige Suppe oder einen warmen Kaffee, den sie den an der Thüre schellenden Wanderburschen zur Labung reichte. Ihre größte Freude an solchen kalten strengen Wintertagen war aber die Sorge für die darbenden Vögel. Das Häuschen, in dem sie mit der Mutter wohnte, lag in einem ziemlich ausgedehnten Garten und war von dem Geräusch der Straße dadurch etwas abgeschlossen. Da kehrte sie denn den Schnee von der Brüstung des Balkons und streute Körner und Fleischüberreste, zerquetschte Kartoffeln und eingeweichte Brotrinden auf das steinerne Geländer. Und dann kamen ihre gefiederten Lieblinge, und sie konnte sich nicht satt sehen an deren eifrigem Streite, wie sie die leckeren Bissen haschten und sich im Fressen nicht genug thun konnten. Dann stand sie, sich nicht regend, hinter dem Vorhang und war glücklich, wenn eine kecke Amsel das Köpfchen hob und mit einem schielenden Blicke ins Zimmer lugte. Kam dann einmal ein Rotkehlchen oder ein Distelfink und spazierte graziös auf dem breiten, steinernen Geländer auf und ab, so legte sie es sich in ihrem Kopf zurecht, daß die Tierchen sie dankbar anschauten und glücklich seien, und dann regte sich die Freude in ihrem Herzen, die heilige Freude, einem andern Lebewesen etwas Gutes gethan zu haben. In ihrer einfachen und doch so überreichen Natur verpflanzte sie ihr Denken und Fühlen auch auf die andern, und selbst so ein winziger Vogelkopf war ihr nicht klein genug, daß sie nicht Gefühle und Wünsche, Gedanken und Stimmungen in ihm gesucht und gefunden hätte. Wenn die Amsel frierend, mit aufgeblasenen Federn und eingezogenem Kopfe, auf dem Geländer des Balkons saß, dann stellte sich Thilda vor, was alles vorging in dem kleinen Köpfchen, wie es sich sehnte nach Sonnenschein und Blütenduft, wie es träumte von blätterreichen Sträuchern und hüpfenden Wassern, von Frühlingserwachen und Sommerlust. So lebte die Welt in ihrer Seele das ganze schöne, reiche Innenleben, das ihre eigene reine, freudevolle Natur hervorzauberte aus ihrer Umgebung und empfing von ihr die wunderbare Eigenart, in der sie ihr dann entgegentrat.

Auch heute stand sie, nachdem sie alles im Hause besorgt, nachdem sie die Mutter zehnmal gefragt hatte, ob sie auch warm genug habe, nahe genug am Ofen säße, ob ihr Rückenkissen auch nicht verschoben sei, ob ihr wirklich gar nichts fehle, hinter dem Vorhang, und sah gerade zwei Elstern zu, die sich um einen Brocken Fleisch in aller Wildheit und Gier bekämpften.

„Die Elstern sind doch die zanksüchtigsten Vögel, Mutter," sagte sie nach einer Weile des Zuschauens; sie vertreiben einem die andern und können gar nicht genug kriegen."

Die alte Frau, die in ihrem Sessel in der Ofenecke saß und deren müde Blicke von Zeit zu Zeit voll unendlicher Liebe von dem auf ihren Knieen aufgeschlagenen Buche hinüber zu der Tochter schweiften, antwortete nichts. Sie ließ Thilda reden und wußte, daß das Mädchen gar keine Antwort erwartete. Der letzte Schlag, der schwerste, der sie betroffen, da ihr im blühenden Mannesalter stehender einziger Sohn plötzlich von einer tückischen Krankheit hinweggerafft worden war, hatte sie sehr einsilbig und für alles andere teilnahmslos gemacht. Der rege, rührige, thätige Geist, den sie sich bis in das hohe Alter hinein kräftig bewahrt hatte, dieser selbständige energische Wille, der noch vor wenigen Monaten sich an jede Unternehmung herangetraut hatte, sie waren mit einem Male durch diesen letzten und härtesten Schlag lahm gelegt worden. Sie hatte im Kampfe des Lebens gestanden, die arme Frau Rat Frank, und mutig hatte sie die Schläge des Schicksals erduldet, freudig an jedem Morgen aufs neue den Kampf aufgenommen mit einem festen Gottvertrauen und einer beinahe männlichen Entschlossenheit in dem frommen, kinderfrommen Herzen. Sie hatte sich aufgerafft aus dem wilden, tobenden, rasenden Schmerze, als eine in der Stadt grassierende Seuche ihr drei blühende Töchter in dem Alter, da sie sich eben zu Jungfrauen entfaltet hatten, genommen hatte; sie hatte sich aufgerichtet an ihrem Gottvertrauen, wie an einem Stabe, als ihr heißgeliebter Mann zu Grabe getragen worden war. Sie hatte allein gestanden in der Welt mit Willy und Thilda, den einzigen, die ihr geblieben, allein, noch ehe der Sohn sich eine Lebensstellung gegründet hatte, noch ehe das Mädchen versorgt war. In langen Jahren hatte sie Leid und Freude, frohe und bange Tage mit den beiden geteilt. Und als endlich die alten Wunden vernarben wollten, als sie sich freuen konnte an dem Glücke des Sohnes, da kam er wieder, der dürre heißhungrige Tod, und raffte ihren Liebling dahin, ihn, den noch nicht vierzigjährigen, an dem sie mit all der Liebe hing, die nur die Mutter einem einzigen Sohne, dem jüngsten und letzten ihrer Kinder, entgegenbringen kann. Und mit diesem letzten Schlage war ihre Thatkraft gebrochen, war der Wille lahm gelegt und die geistige Spannkraft auf immer dahin. Mit siebenzig Jahren stand sie allein neben der einzigen Tochter, sie, die die Jugend dahinsterben gesehen, und diese ewig nagende, sich ewig wach erhaltende Erinnerung fraß an dem armen Herzen und erfüllte sie eben wieder, da sie hinüber nach Thilda sah und ihr auf ihre Bemerkung über die Zanksucht der Elstern keine Antwort geben konnte.

„Meine Thilda, meine arme, liebe, gute Thilda," fuhr es ein über das andere Mal durch den müden Kopf der Greisin. Und dann senkte sie den Blick wieder auf das Buch und überflog dessen Zeilen, deren Gestalt ihr körperliches Auge erfaßte, bei deren Sinn aber ihr Geist nicht war. „Komm, setze Dich ein bischen zu mir,

Thilda," sagte sie da mit einem Male; „wir wollen ein bischen plaudern, armes Kind."

„Gleich, Mütterchen," rief die Tochter, „sogleich! Laß mich nur erst hinüber in Herrn Richters Zimmer gehen und nachsehen, ob sein Feuer auch brennt. Auf die Grete ist doch kein Verlaß; es ist bald elfe und er wird böse, wenn er nach Hause kommt und ein kaltes Zimmer findet."



Gustav Kauffmann,
der neu erwählte Bürgermeister von Berlin. (Mit Text.)
Aufn. von Hotphot. Bieber, Berlin.

Mit diesen letzten Worten war Thilda aus der Stube.

Frau Frank sah ihr mit einem langen leuchtenden Blicke nach. „Ach, dieser Herr Richter!" seufzte sie dann leise vor sich hin. „Sie scheint viel Interesse an diesem Herrn Richter zu haben." Dann blickte sie wieder eine Weile teilnahmslos vor sich hin. Jahre, Monate, Wochen und Tage zogen wie Bilder an ihrem geistigen Auge vorüber. Daß man auch so alt werden mußte, um alles und alles durchzumachen und schließlich fast alles verloren zu haben. Ja, wenn das Eine nicht gewesen wäre, dann hätte sie wenigstens ruhig sterben können, das schreckliche Eine, daß Thilda nach ihrem Tode allein und unversorgt auf der Welt stand. Das bischen Geld zu leben, das war ja nicht alles, das hatte sie ja. Aber das mußte auch noch hinzukommen, daß jenes Schreckliche passiert war, das ihr ein- für allemal die Möglichkeit genommen zu haben schien, sich zu verheiraten und so wenigstens nicht allein auf der Erde zu sein.

Freilich dachte sie dann weiter: man wußte ja nicht, was es alles von ihr abgehalten, wovor es ihr reines Herz bewahrt hatte. Es schauderte sie, als sie zurückdachte an jenen Tag, da die Kunde von dem Eisenbahnunglück eintraf, da sie ihrer Tochter sagen mußte, daß ihr Verlobter ein Opfer jener Katastrophe geworden sei. Und dann die schrecklichen Wochen, da das Kind im Nervenfieber dem Tode nahe gewesen war, bis es endlich genas und mit einem Male so ernst und ruhig, aber auch so gut und lieb geworden, wie es heute noch war. Niemals hatte es sich dann den Vorsatz ausreden lassen, nicht heiraten zu wollen, trotz aller Anstrengungen ihrerseits, trotz aller Vorstellungen des Bruders. Und so waren die Jahre dahingegangen; das Mädchen war ein Kind im Herzen geblieben, allein der Glanz und die Lust der Jugend waren dahin, und ihr fehlte der Trost, wenigstens über dieses Eine, über dieses Letzte, das ihr geblieben war, beruhigt die Augen auf immer schließen zu können.

Thilda kam zurück. „Grete hat das Feuer doch gut besorgt, Mutter. Herr Richter sagt zwar nichts; er ist ja so gut, aber ich merke es ihm an, wenn er mit etwas unzufrieden ist, und das thut mir leid."

„Du kannst Herrn Richter sehr gut leiden, Thildchen?" fragte die Mutter.

„Gewiß, Mama," sagte Thilda, „er ist ein ernster, lieber Mensch, wenn er mir auch manchmal ein bischen zu ernst vorkommt."

„Er ist auch nicht mehr so jung, Thildchen, wie er aussieht. Ich meine, er hätte mir einmal gesagt, daß er schon seinen fünfunddreißigsten Geburtstag gefeiert hat."

„Ich weiß es wirklich nicht, Mutter; doch Du sprichst so sonderbar, gerade als ob Du irgend einen Hintergedanken dabei hättest. — Du weißt doch längst, wie ich über solche Dinge denke, Mutter, ganz abgesehen davon, daß mir Richter niemals anders als höflich und zurückhaltend entgegengetreten ist."

„Ach Thildchen, ich habe nur wieder daran gedacht, daß Du so allein sein wirst, wenn, wenn . . ."

„Sage doch das nicht, Mutter; wir werden noch lange zusammenbleiben, Du und ich; nicht wahr, Mutter? Wenn der Sommer kommt, wirst Du Dich wieder erholen und mit mir spazieren gehen und ganz gesund sein; nicht wahr, Mutter?"

(Fortsetzung folgt.)

Heimchen.

Novelle von Carl Cassau. (Schluß.)

Auf Ostwohl war Besuch. — Frühling überall, auch im Garten, den Eberhard durchschritt. Er hörte sprechen und blieb stehen.

Er hörte seinen Namen, das fesselte ihn, und es war ihre Stimme! Er suchte einen Blick in die Laube zu thun, und es gelang ihm. Kaum ward er sich bewußt, wie häßlich das Lauschen, wie unwürdig das Spähen war.

In der Laube saß auf einer Bank in prächtiger Frühlingstoilette Fräulein Camilla von Krohn und ihr zu Füßen kniete Rittmeister Arthur von Freihoff.

„Camilla," seufzte er, „wie hart, wie fühllos Du bist!"

„Ich bin es nicht, Arthur," verteidigte sie sich, „aber denke, was unsere Verbindung vorstellen würde: eine fortwährende Misère! Papas Mittel sind sehr durch Verluste eingeengt, Du hast Schulden; nun Hoffnungslosigkeit überall! Gieb mich frei!"

„Sag offen, liebst Du diesen Mann? Diesen Eberhard im Bart?"

„Liebe? Pah! — Papa rät mir zu, Mama, alle, und so muß es doch wohl das beste sein!"

Wie von einer Natter gestochen, fuhr Eberhard zurück, zog sich verstört tiefer in die Bosketts zurück und verließ zuletzt Ostwohl in — förmlicher Flucht. — Triefend von Schweiß erreichte er den Wald, die Scheide zwischen den beiden Gütern. Keuchend warf er sich in das Moos und stöhnte herzbrechend:

„Ueberlistet von einer Schlange! Langsam umringelte sie mich,



Vor dem Gewitter. Nach einem Stich von E. Bretz. (Mit Text.)

berechnend will sie den fetten Bissen verschlingen, die „kleine Kröte" dann ersticken und — o, es ist zum Totlachen, wenn es nicht zum Weinen wäre! Vielleicht auch noch ein Gehörn möchte sie mir nicht ergattern! Und was Fifis Grab betrifft, sie hätte es gewiß nicht einmal besucht, geschweige denn es mit Blumen geschmückt, während Heimchen —!"



Abschied. Nach dem Gemälde von Robert Poetzelberger. (Mit Text.)
Mit Genehmigung der Photograph. Gesellschaft in Berlin.

an das Haupt verpflanzen! O Weiber, Weiber!" — Er sprang auf.
„Nein, nein, Fifi, ich bleibe Dir treu, ich bleibe ledig! Wenigstens diese Camilla, dieses berechnende, kokette Weib, soll mich

Er schrak zusammen: „Sollte sie gar beleidigt sein? — Ich muß es zu ergründen suchen!" — Er schritt Wanstart zu.
Die Sonne wollte untergehen, der Abend ward kühl, weshalb

Hermine von Schradeck den Abendbrottisch im Zimmer fertig gestellt hatte. Die Fenster standen teilweise noch offen.

Eberhard von Kunzen trat sehr ernst ein. Schweigend trank er seinen Thee, verzehrte er ein Butterbrot. Schließlich fragte er seufzend: „Schläft Otti?"

„Ja, Onkel!"

Er schwieg wieder. Nach einer Weile sagte er: „Ich sprach doch neulich mit Dir, Heimchen, über Camilla von Krohn?"

„Ich erinnere mich, Onkel!" entgegnete sie und ward purpurrot im Andenken an das Schillercitat.

Eberhard griff nach dem Cigarrenetui: „Erlaubst Du, Heimchen?"

„Gewiß, Onkel!"

Er that einige Züge und bemerkte dann, die Cigarre prüfend: „Ich bin von dem Projekte zurückgekommen; ich habe gefunden, daß Fräulein von Krohn keine Mutter zu Otti gewesen wäre!"

Heimchen sah hell auf und entgegnete: „Das ist mir um Ottis willen lieb!"

„Hm! — Kanntest Du Fräulein von Krohn schon damals näher?"

Hermine nickte: „Sie ist herzlos und egoistisch!"

„Du hast recht!" sagte er. „Ich erkannte es früh genug!"

Er wünschte gesegnete Mahlzeit, stand auf und ging.

Von diesem Abende an war Heimchen wieder die Alte.

„Also doch!" murmelte Eberhard von Kunzen. „Sie war mit der Wahl nicht zufrieden!"

Und er lächelte melancholisch.

* * *

Von diesem Tage an brachte Eberhard von Kunzen wieder seine Abende zu Hause zu. Hermine war auch wieder zutraulicher, las ihm vor und plauderte.

Welch ein Unterschied zwischen Camilla und ihr! Jene kokett und kaltsinnig, Hermine natürlich und warmherzig! Es war ganz natürlich, daß Eberhard in seiner Lage Vergleiche anstellte. Aber jetzt entdeckte er auch noch anderes! Wo hatte er bisher nur seine Augen gehabt, als er plötzlich bemerkte, wie schön Hermine von Schradeck war? Wie tief ihre dunklen Augen, wie graziös ihre Bewegungen, wie geschmeidig ihr Wuchs! Ja, wo hatte er seine Augen gehabt? — Unbegreiflich! —

Aber Eberhard von Kunzen war eine zu ehrliche Natur, um das nicht zu gestehen. Eines Abends, als er ihrem Geplauder zuhörte und vor der Thür, wo man an den schönen Sommerabenden saß, seine Cigarre rauchte, meinte er plötzlich: „Nun bist Du wieder das alte Heimchen!"

Das sagte alles!

Hermine errötete und packte schnell ihre Sachen zusammen: „Es ist spät, Onkel Eberhard; ich denke, wir legen uns schlafen!"

Er nickte, aber er lag noch lange im offenen Fenster und dachte an — Heimchen.

„Wenn ich sie zu meiner Frau machte," murmelte er, „aber, sie so jung, ich — brrr, sie wird mich auslachen! Nein, Eberhard, sei vernünftig!"

So verging der Sommer und es ward Herbst.

* * *

Der Oktober lächelte noch einmal mit einer sommerlichen Klarheit, als ein lieber Gast unerwartet auf Wanstart eintraf. Herr von Schradeck hatte drei Kinder besessen: Fifi, die verstorbene Gattin Eberhards, welche das Jüngste gewesen, war dem Vater bald im Tode nachgefolgt, während die Mama beiden vorausgegangen war; ferner Konrad, der vierzehn Jahre älter als seine Schwester gewesen und nur Hermine sein eigen genannt. Er sowohl als seine Gattin waren verstorben; Hermine war eine Waise und bei der kürzlich verstorbenen Großmutter erzogen worden. Dann existierte früher noch ein Onkel Albert, der nun auch das Zeitliche gesegnet hatte. Sein Sohn Hubert, etwa mit Hermine gleichalterig, war nach dem Tode der Eltern auch bei der Großmama und Herminens Spielkamerad gewesen. Er wurde Seemann und weilte lange, lange Jahre auf fremden Meeren. Heute traf er plötzlich auf Wanstart als Schiffsleutnant ein, um Hermine und Onkel Eberhard zu besuchen. Das war eine Freude! — Bis spät abends saß man zusammen, erzählend, trinkend, rauchend; Hermine leistete den Herren Gesellschaft, schlüpfte aber dann und wann an Ottis Bettchen, um auf die Atemzüge des Kleinen zu lauschen.

Am andern Morgen hatte Eberhard auf dem Felde zu thun, beeilte sich aber und kam durch den Gutspark und Garten zurück, um Hubert seine Gesellschaft nicht allzulange entbehren zu lassen.

Die Blätter färbten sich schon. Nun war es bald ein Jahr, daß Fifi gestorben. Lebhaft dachte er an den Ostwohlschen Garten und wie er dort Camilla in der Laube mit Rittmeister von Freihoff belauscht.

„Schön war es ja nicht," murmelte er, „aber ich danke doch Gott dafür, daß er mich hat hören lassen, was die Kokette dort äußerte!"

Plötzlich hemmte er den raschen Schritt: vor ihm, hinter dem nächsten Boskett, hörte er reden. — War das nicht Heimchens Stimme? Ganz recht, Heimchens weiche Sprache und Huberts etwas fremdländisch angehauchte Aussprache.

„Du hast es hier gut?" fragte jener.

„Sehr gut! Ich schalte und walte hier, wie ich will!"

„Prächtig!"

„Ach ja!"

„Da denkst Du auch wohl nicht ans Heiraten?"

„Niemals!" stieß Heimchen hastig heraus. „Was sollte dann wohl aus Otti werden?"

„Mama!" lallte Otti dazwischen. Sie mußte die Kleine auf dem Arme halten, wie sie so oft that.

„Hörst Du, Hermine, die Kleine? Sie spricht aus, was Du werden solltest!"

„O, ich bitte Dich, Hubert, fasele nicht, Onkel Eberhard denkt nicht an mich armes Mädchen; er wünscht sich eine ältere, und möglichenfalls auch eine reiche Dame zur Gattin!"

„Onkel ist doch so gut!"

„Das ist er, eine Seele von Mann!"

„Möchtest Du ihn nicht?"

„Haben wir Mädchen denn eine Wahl? Wir müssen warten, bis einer kommt und fragt!"

„Und wenn er nun käme und —?"

„Bist Du gleich still, Du garstiger Mensch! Willst Du mich ärgern, kränken?"

„Keins von beidem! Ich dachte nur so!"

Sie antwortete nichts darauf, sondern meinte nur: „Komme mit ins Haus, wir müssen an den Frühstückstisch denken; Onkel kann gleich heimkehren!"

Sie gingen.

Eberhard blieb an einem Apfelbaum stehen, dessen Früchte der Reife nahten. Er blickte sie traumverloren an und murmelte dann: „Ich gehe auch der Reife entgegen und habe keine Zeit zu verlieren! — Was klang aus ihren Worten heraus? — War's Zu-, war's Abneigung?

Sinnend schritt er dem Hause zu. Am Nachmittage reiste Hubert, der das Grab der Großmutter noch besuchen wollte, wieder ab."

Es war am andern Morgen, dem Todestage Frau Fifis, als Hermine, klein Otti an der Hand, auf dem Kirchhofe erschien, einen Kranz von Spätrosen auf dem Arme. Schon hatte sie den Kranz aufgehangen, ihr Gebet gesprochen und wollte mit Otti gehen, als Eberhard von Kunzen den Kirchhof betrat. Am Grabe trafen sie zusammen.

„Mama!" rief Otti, „Papa!"

Eberhard blieb stehen, dann sagte er: „Heimchen, hörst Du, was die Kleine sagt? Könntest Du je von ihr gehen? Heimchen, das Trauerjahr ist um; die Selige wird nicht zürnen, wenn Du mir, dem Kinde zu Gefallen, die Hand reichtest zum Ehebunde, und auch dann nicht, Heimchen, wenn Du mich ein wenig lieb haben könntest! Es ist hier freilich ein schlechter Ort zu einer Liebeserklärung, aber, Heimchen, ich wählte ihn, Dir zu zeigen, wie ernst es mir mit meiner Bitte ist! Sprich nur, Heimchen!"

Hermine war abwechselnd rot und blaß geworden, jetzt wankte sie. Eberhard hielt sie umfangen, klein Otti aber jauchzte:

„Mama, Papa!"

Da kam sie zu sich, fand sich in seinen Armen, umschlang ihn und weinte bitterlich.

„Du weinst, süßes Lieb?" fragte Eberhard leise.

„Ja, geliebter Mann," versetzte sie, „es sind Glücksthränen, ein Dankeszoll gegen Gott, der Dich zu mir geführt hat!"

Da umfaßte er sie herzlicher und sagte:

„Heimchen, mein Heimchen, seit drei Monaten kämpfte ich mit mir, ob ich es wagen dürfte, Dich zu fragen; die Scene auf dem Kirchhofe überwältigte mich! Nun hast Du mich, den Zaghaften!"

Sie sah selig zu ihm auf: „Und ich liebte Dich schon lange, böser Mann!"

Wieder sagte Otti, mit klugen Augen die beiden verfolgend:

„Mama, Papa!"

Da stürzte Heimchen zu dem Kinde: „Ja, ich will Deine Mama sein, bin's schon!" —

Sie sprang auf: „Und nun segne Du uns, Tante Fifi!" hob Heimchen den Blick zum Himmel. „Otti soll Dich nie vermissen!"

Und jetzt ist Hermine — Frau von Kunzen und lebt im seligsten Glücke.

„Schade, sehr schade!"

Skizze von Wilh. Wörnle.

Jung war ich und träumerisch veranlagt. Ich liebte die Kunst und wollte einmal etwas Rechtes werden. Mein alter Schulmeister lernte mich Französisch, denn er sagte: „Du mußt später in die Welt hinaus und sehen, was die Menschen treiben."

Bald entdeckte er auch noch zeichnerisches Talent in mir und

ich malte unter seiner „kunstgeübten“ Leitung pausbackige Engelsköpfe und Blumen. Ja, Blumen liebte ich sehr und besonders die Rosen. „Du mußt Zeichnungslehrer werden!“ sagte der biedere Alte, den ich nie vergessen werde. — Meine Brust schwoll hoch. Zeichnungslehrer! Ja, das wäre schon etwas Rechtes. Ich habe die Welt gesehen und der Menschen Thun und Treiben kennen gelernt. Ich habe den Stift und den Pinsel in die Hand genommen, aber Zeichnungslehrer bin ich nicht geworden. Immer noch war ich sehr jung, ich „dichtete“ und schriftstellerte. Die badischen Sagen hatten mir's angethan, meine Wanderungen im badischen Schwarzwald und mein träumerisches Verweilen am Mummelsee und am Wildsee. „Die Nixe des Wildsees“ liebte die blonden Jünglinge, besonders die „Dichterlinge.“

Ich schrieb ein Märchen. Es war meine Erstlingsarbeit und ich war nicht wenig stolz darauf. Stundenlange saß ich in der „Wolfsschlucht“ in der Nähe der Straße nach Gernsbach im Murgthale. Dort war es so „romantisch“, so „schauerlich schön.“ Mir „gruselte,“ wie dem Burschen, dessen einziger Wunsch war: „Wenn mir's nur gruseln thäte.“ Es war immer so hübsch kühl und Erd- und Heidelbeeren fanden sich in der Nähe, wenn ich ein Dessert nach meinem frugalen Mahle, bestehend in Käse und Brot, wollte. Der Waldbach gab seine herrlichen nassen Tropfen hiezu her.

An wunderhübschen Motiven aller Art fehlte es nicht und an Anregung zu meinem Märchen war fast Ueberfluß vorhanden. Die rauschenden Bäume, die sprudelnde Quelle und der plätschernde Bach erzählten mir so viel, daß mein Stift nicht rasch genug über das Papier gleiten konnte. Meine reiche Phantasie war um nichts verlegen und die Fresken in der Trinkhalle zu Baden-Baden spornten mich an und ließen die sagenhaften Gestalten immer wieder vor mir auftauchen. Mein Märchen war fertig und abgerundet.

Mit freudigem Stolze lief ich an einem Nachmittage auf die Redaktion des Lokalblattes.

Der Herr Redakteur hatte seine Hauptarbeit vollendet für diesen Tag und saß, eine Cigarre rauchend, ausruhend in seinem Lehnsessel. Das machte mir Mut und ich sagte mir im stillen: „Du wirst wenigstens nicht hinausgeworfen!“

„Ich habe ein Märchen geschrieben, Herr Redakteur,“ sagte ich, als die üblichen Begrüßungs- und Vorstellungsworte ausgewechselt waren.

„So, ein Märchen!“ sagte der etwas jovial dreinschauende, ältliche Herr. „Ist es für Kinder geschrieben?“

Diese unvermutete Frage machte mich perplex; ich wußte im Augenblicke nicht, was ich antworten sollte. Ich kam bald zur Fassung. „Auch große Kinder können es lesen. Bitte, wollen Sie es nicht wenigstens prüfen?“ Ein schmerzlicher Zug in dem Gesichte des Redakteurs machte mich betroffen.

„Sehen Sie her auf meinen Pult, junger Freund, den ganzen Berg soll ich prüfen. Aber ich habe so viel zu lesen, daß ich gar nicht zum Lesen komme. Wollen Sie mir nicht kurz sagen, was ihr Märchen behandelt?“

„Was mir die Waldbäume erzählten,“ sagte ich schüchtern.

„Wissen Sie,“ antwortete hierauf der sonst ganz gutmütig aussehende Redakteur etwas schroff, „dafür interessiert sich mein Publikum nicht! Das läßt sich lieber sonst was Dummes vorerzählen. Ich habe faktisch keine Verwendung für Ihr Mädchen.“

„Sonst was Dummes!“ Das traf mich wie ein Blitz aus heitrem Himmel. Gewiß war auch mein Märchen etwas recht Dummes. Mir trieb's ein Schamrot ins Gesicht, aber ich glaube, der Redakteur hat es nicht bemerkt. Unwillkürlich drängte sich mir der Seufzer hervor: „Schade, sehr schade!“ Ich verabschiedete mich kurz, zerknitterte mein Manuskript krampfhaft in den Händen und lief meiner einsamen Wohnung zu. Dort angekommen, sank ich auf einen Stuhl und dicke Thränen liefen mir über die Wangen. — Das Märchen riß ich in hundert Fetzen und streute es in die Winde.

Ich bin alt und selbst Zeitungsredakteur geworden; der Kunst habe ich Valet gesagt. Auch ich raste ein wenig und gedenke der jungen Jahre und der getäuschten Hoffnungen.

Es klopft an die Thüre und herein tritt ein junger Mann mit einer Rolle in der Hand.

„Entschuldigen Sie, Herr Redakteur,“ begann der etwas mutig dreinschauende Jüngling, „ich habe ein Märchen geschrieben!“

„Du lieber Gott,“ sagte ich, „so, ein Märchen. Ja, wenn ich nur nicht schon so viel Erzählungen „auf Lager“ hätte und mein Budget ist so knapp bemessen; ich kann nicht viel ausgeben.“

„Darauf kommt's nicht an, Herr Redakteur, ich will keine Bezahlung.“

Etwas verlegen erwiderte ich: „Ja wohl, das ist alles lieb und gut, aber ich bedaure, ich kann Ihr Märchen doch nicht gebrauchen!“

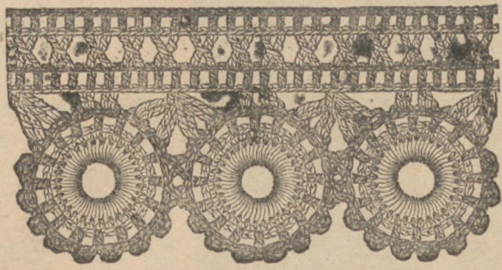
Betrübt senkte der junge Mann den Kopf und sein Gesicht verfärbte sich. „Schade, sehr schade!“ entschlüpfte es seinen Lippen und ich selbst stand vor mir, als ich noch jung war. „So geben Sie her,“ sprach ich gerührt, „ich will Ihr Märchen lesen und wenn ich es brauchen kann, so soll es auch Aufnahme finden.“

„Danke, besten Dank,“ stammelte der junge Mann und verschwand. — Das Märchen habe ich gelesen und es wurde auch in meinem Blatte abgedruckt.



Zweifarbige Spitze in Häkelarbeit.

Zu der haltbaren hübschen Spitze ist kräftiges, cremefarbenes und marineblaues Baumwollengarn verwendet; sie eignet sich vortrefflich für Decken aller Art, Hausschürzen und Waschkleider und würde, in farbiger Wolle ausgeführt, auch für Papierkörbe, Kissenumrandungen und sonstige Phantasiearbeiten zu empfehlen sein. Man beginnt jede der Rosetten von der Mitte aus, indem man den cremefarb. Faden 12—15mal um den Daumen wickelt und diesen Ring mit 32 f. M. dicht behäkelt. Es folgen eine Tour von 32 f. M. mit dem blauen Faden und eine ebensolche mit dem cremefarb. Man sticht stets durch beide Maschenglieder voriger Tour. Die Arbeit muß flach bleiben, nötigenfalls sind einige M. in jeder Tour zuzunehmen. 4te Tour: 1 St., gefolgt von 1 Picot (bestehend aus 5 Lftm. und 1 f. M. in die erste derselben) in jede 2te M. vor. Tour. Bei allen folgenden Rosetten schleift man die beiden letzten Picot an die entsprechenden Picots der letztgearbeiteten Rosette, bis die Spitze die gewünschte Länge erreicht hat. Vier Langreihen bilden den geraden Rand der Spitze. 1te Reihe: Je ein Bündel von 2 dreifachen Stäbchen in die beiden Picots vor und die beiden Picots nach den vereinigten Picots. Alle 8 Stunden werden mit einem Umschlage abgemascht, 6 Lftm., 2 St. mit einem Umschl. abgemascht in das nächste Picot, 1 Lftm., 2 durch einen Umschlag abgemaschte St. in das folgende Picot, 6 Lftm.; fortlaufend wiederh. 2te R., blau; wechselnd 1 St., 1 Lftm., 1 M. vor. R. übergehen. 3te R., cremefarben: Kreuzst., gefolgt von je 1 Lftm., 1 M. vor. R. übergehen. 4te R., blau: wechselnd 1 St., 1 Lftm., 1 M. vor. R übergehen.


Zweifarbige Spitze in Häkelarbeiten.



Ein Sonnen-Motor. Der Gedanke, die Wärme der Sonne direkt als Arbeit leistende Kraft zu benutzen, ist nicht neu; indirekt sind ja fast alle unsere Krafterzeuger, die Steinkohle, das Holz, der Wind, die Kraft der Wellen umgeformte Sonnenenergie. Bedenken wir aber, daß die unserer Erde in einer Stunde von der Sonne zugestrahlte Hitze imstande wäre, eine Wassermenge von gewöhnlicher Temperatur zum Sieden zu bringen, die einen Raum von vier Kubikmeilen füllt, so sehen wir leicht ein, daß man — wenn es gelänge, einen großen Teil der Sonnenwärme auf einen Punkt zu konzentrieren — in ihr eine viel Arbeit leistende Wärmequelle hätte. Man kann dies auf zweierlei Weise erreichen, erstens, indem man mit Hilfe großer Sammellinsen (Brenngläser) die Wärme auf einen Punkt vereinigt: zweitens, indem man mittelst großer Hohlspiegel, die bekanntlich ebenfalls die Eigenschaft haben, die Strahlen zu sammeln und auf einen Punkt zu vereinigen, die Strahlen der Sonne auffängt. Vor einigen Jahren hat ein Franzose namens Villette eine große Linse von 4 Fuß Durchmesser konstruiert, mit der er die Sonnenstrahlen auf einen Punkt sammelte; gußeiserne Blöcke und Granitstücke wurden im Brennpunkt dieser Linse in wenigen Sekunden zum Schmelzen gebracht. Nunmehr aber hat ein Konsortium Bostoner Industrieller einen Apparat herstellen lassen, der die konzentrierte Sonnenwärme praktisch verwertet. Dieser Apparat, der in Süd-Passadena in Kalifornien aufgestellt ist und den wir hier nach dem „Scientific American“ in Abbildung vorführen, besteht zunächst aus einem riesigen Hohlspiegel, der aus 1788 einzelnen Spiegelflächen zusammengesetzt ist. Der mächtige Spiegel ist auf einem großen Gestell montiert, und ist, ähnlich den großen astronomischen Fernrohren mittelst eines Uhrwerkes derartig drehbar angeordnet, daß er stets seinen Mittelpunkt der sich am Himmel fortbewegenden Sonne zuwendet. Der Spiegel, dessen Durchmesser 33½ Fuß beträgt, macht aus einiger Entfernung betrachtet den Eindruck eines großen Windmotors. Die Sonnenstrahlen werden alle nach der Mittelachse des Spiegels geworfen; diese Achse wird durch einen röhrenförmigen Kessel gebildet, der 13½ Fuß lang ist und 400 Liter Wasser faßt, außerdem aber noch 8 Kubik-Fuß Dampfraum hat. Die von dem Spiegel auf die Kesselwände konzentrierten Sonnenstrahlen erhitzen dieselben so stark, daß schon nach einer Stunde der Kessel weißglühend ist. Der Dampf treibt dann einen Motor von 10 Pferdekräften und setzt ein Hebewerk in Bewegung, das in einer Stunde 5600 Liter Wasser hebt. Einmal auf die Sonne eingestellt, kann dieser Sonnenmotor den ganzen Tag arbeiten, weil er sich ja selbstthätig der Sonne nachdreht; schon eine Stunde nach Sonnenaufgang ist genügend Dampf entwickelt, um das Wasser-Hebewerk arbeiten zu lassen; außerdem ist die Einrichtung getroffen, daß der wieder zu Wasser kondensierte Dampf, der bereits Arbeit geleistet hat, in den Wasserkessel zurückfließt, und somit stets das Wasser in demselben gleiches Niveau

hat. Die ganze Maschinerie arbeitet also ohne Beaufsichtigung und ohne Wärter. Es ist ja selbstverständlich, daß solche Sonnenmotoren nur dort arbeiten können, wo die Sonnenscheindauer sehr groß ist. In Kalifornien, wo der hier besprochene Motor steht, ist die Sonnenscheindauer außerordentlich groß; gleiche Verhältnisse sind in den afrikanischen Kolonien, vor allem in Süd-West-Afrika, und es dürfte sich daher empfehlen, auch dort für kleinere Betriebe solche Sonnenmotoren zu verwenden. Erwähnt sei noch, daß man durch Verbindung des Sonnenmotors mit einer Dynamomaschine Elektricität erzeugen will, die in Accumulatoren aufgespeichert werden soll, um nachts den Betrieb aufrecht zu erhalten mit der am Tage überschüssig gewordenen, in Elektricität umgesetzten Kraft. B. H. B.



Gründlich.

Hausfrau: „Du kannst das Frühstück abtragen, Christine, und dich dann mit den Kindern beschäftigen. Ich gehe nur bis zur nächsten Straße, ein Kleid anprobieren."
Mädchen: „Soll ich aufbleiben, Madame, oder wollen Sie lieber den Hausschlüssel mitnehmen?"

Gustav Kauffmann. — Zum zweiten Bürgermeister der Stadt Berlin ist der bisherige Stadtrat Gustav Kauffmann gewählt worden, der dem Magistrate der Reichshauptstadt seit 1898 angehört. Im Jahre 1854 zu Stolp in Pommern geboren — seine Mutter ist eine Schwester des verewigten Staatssekretärs Heinrich von Stephan, des Neubegründers des deutschen Postwesens —, studierte er von 1872 bis 1875 in Berlin Jurisprudenz und ließ sich daselbst 1880 als Rechtsanwalt nieder. — 1890 wurde er vom 5. Nassauischen Wahlkreise und 1893 vom Kreise Liegnitz-Goldau in den Reichstag gewählt, in dem er regen Anteil an den Beratungen über das Bürgerliche Gesetzbuch nahm. Von der Berliner Gemeindevertretung 1898 zum besoldeten Stadtrat erwählt, hatte er wiederholt Gelegenheit, die Interessen der Reichshauptstadt juristisch erfolgreich zu vertreten.

Vor dem Gewitter. Draußen steht die Frucht in vollen Halmen, zum Schnitt bereit. Wohlgefällig betrachtet der Landmann das Werk seiner Mühe und Plage und hofft, es bald in der Scheune zu haben. Da steigen plötzlich Gewitterwolken auf, und ein dumpfer Donner läßt sich von der Ferne hören. Am Firmament zeigen sich jene schmutzig-gelben Wolken, die der Bauer besonders fürchtet, weil sie zumeist den Hagel bringen, und mächtige Blitze durchzucken den Himmel. Ein entsetzlicher Augenblick kann alles vernichten. Verzweifelt und händeringend steht der Bauer mit den Seinen da. Wo soll er Schutz und Trost vor der drohenden Gefahr suchen? Da fällt sein Blick auf die schmucklose Kapelle, die inmitten der Felder steht; dahin eilt er mit den Seinen, um vor dem Bilde des Gekreuzigten die Abwehr vor der Gefahr zu erbitten. — Das Gewitter geht spurlos vorüber und bald zeigt sich der blaue Himmel wieder. Zum Danke flechtet die Bäuerin mit den Mägden einen Kranz aus Kornblumen und schmückt damit das Bild des himmlischen Erretters. St.

Der Abschied. Vorstehende Abbildung des Münchener Malers Robert Poetzelberger ist auch eines jener Gemälde des Meisters, von denen wir sagen können, daß sie stets eine tiefere Idee wiedergeben — man „sieht" sie nicht nur, sie regen auch zum Nachdenken an.



Schrecklich! „Haben Sie überhaupt schon den Hunger kennen gelernt, mein Herr?" — „Das will ich meinen, erst im vorigen Jahre habe ich eine Entfettungskur durchgemacht!"

Nichts Neues. A.: „Wissen Sie, da hat neulich jemand ein Hemd erfunden, das gar keinen Knopf hat." — B. (mit einem Seitenblick auf seine Frau): „Na, wissen Sie, solche trage ich schon längst!"

O weh! Madame: „Die Dame hat Sie also sofort engagiert, als Sie sagten, Sie hätten bei mir gedient?" — Dienstmädchen: „Ja, sie meinte, ein Mädchen, das bei Ihnen drei Monate aushält, müsse ein Engel sein."

Künstlerstolz. General Kitt, ein Mitglied der philharmonischen Gesellschaft in London, kam nach Wien und ließ sich durch Beethovens Hausarzt bei dem großen Tonmeister einführen. Die Herrn hatten aber gerade keinen günstigen Moment gewählt, denn sie trafen Beethoven, als er, in der einen Hand einen Spiegel, mit der anderen Schwammstückchen auf die vielen Schnitte klebte, welche er sich beim Rasieren regelmäßig beizubringen pflegte. Bei dieser Prozedur aber war er stets schlechter Laune. Zum Ueberfluß geschah es noch, daß der General, welcher für Beethovens defekte Stühle zu schwer war, beim Niedersitzen mit dem Möbel zusammenbrach und plötzlich in recht komischer Positur auf der Diele lag. Kitt brach deshalb nach einem Gespräch über die Kunst wieder auf und wendete sich mit seinem eigentlichen Anliegen an den Arzt. Beethoven sollte für die philharmonische Gesellschaft eine Symphonie in leichterem Stile seiner ersten Tonwerke schreiben. Die Gesellschaft bot ihm dafür ein Honorar von 1000 Pfund Sterling. Der Arzt eilte mit dieser, seiner Ansicht nach, freudigen Botschaft schleunigst zu dem großen Tonmeister. „Geld, viel Geld," jubelte er, „noch dazu für eine leichte, gefällige Symphonie, die nicht viel Arbeit macht!" — „Die soll sich der Engländer bei einem anderen bestellen, bei mir nicht!" rief Beethoven zum Erstaunen des Doktors ganz entrüstet dagegen. — Der Arzt wollte ihn beschwichtigen — vergebens! „Ich will das Geld nicht, will aber auch Sie nicht mehr, der Sie mich kennen sollten, da Sie durch zehn Jahre lang mein Arzt und Freund waren," grollte der tiefgekränkte Maestro, und von Stunde ab ließ er den General nicht mehr vor und nahm sich einen anderen Arzt. K.



Bei Wadenkrampf ist das Beugen des Fußes nach oben von fast augenblicklicher Wirkung, indem der Krampf ausgelöst wird.

Gegen Erdflöhe. Die Früchte des Pfaffenhütchenstrauch (Evonymus) im Herbst gesammelt, getrocknet und zu Pulver gestoßen, sollen, wenn dieses Pulver auf die Pflanzen gestreut wird, ein wirksames Mittel gegen Erdflöhe sein.

Der Gartenfreund kann jetzt in den Baumschulen mit dem Okulieren des Kernobstes beginnen, nachdem das Veredeln des Steinobstes beendigt ist. Bei ganz trockener Witterung haben oft die Unterlagen nur wenig oder gar keinen Saft und muß in diesem Falle der Boden tief behackt werden. Ein Gießen der Pflanzen ist auch von großem Nutzen, da gewöhnlich die Birnen früher keinen Saft mehr haben als die Aepfel, so werden sie zuerst okuliert. An den Bäumchen mit diesjährigen Edeltrieben werden die Zapfen der Wildlinge unmittelbar über den Veredelungsstellen abgeschnitten und alle Wildtriebe an veredelten Pflanzen unterdrückt. Man achte sorgfältig darauf, gut ausgereifte Okulierreiser zu bekommen, arbeite nur mit scharfem Messer und verbinde fest; Beachtung dieser drei Dinge sichern den Erfolg. Ist das Wetter warm und trocken, so setze man das Auge auf der Nordseite ein. Spalierobstbäumen und auch Hochstämmen, welche übermäßig mit Früchten behangen sind, gebe man jetzt einen recht kräftigen Dungguß. Bei trockener Witterung lassen die Bäume häufig ihre Früchte fallen, ein Zeichen dafür, daß es ihnen an Feuchtigkeit fehlt und lohnt sich deshalb ein Gießen der Bäume, sofern es durchdringend genug vorgenommen wird, um diese Zeit sehr gut. An den Spalierbäumen ist mit dem Pinzieren der Fruchtzweige und dem Anbinden der Leittriebe fortzufahren. Man entspitzt jene Triebe, die Fruchtholz bilden sollen; auch kann man dieselben über dem fünften Auge drehen. In mildem Klima reifen jetzt schon die ersten Frühbirnen und Aprikosen, die man etwas vor vollständiger Reife vom Baume nimmt, da sie bei der folgenden Nachreife auf diese Weise schmackhafter werden. An den Hochstämmen hat man überladene Aeste aufzubinden und zu stützen.

Homonym.

Ich helf' beim Baue Lasten heben,
Und raub' die Freiheit manchem Tier.
Dem Weidmann muß ich Beute geben,
Zielt rasch und sicher er nach mir.

Anagramm.

Ich setze einem Vögelein
Nur einen Laut voran,
Dann wird's ein Tierchen, winzig klein,
Von dem man lernen kann. J. Falck.

Charade.

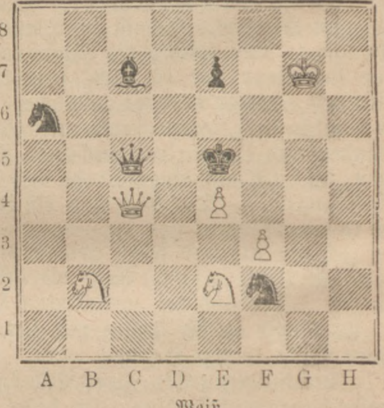
Das Erste thue jederzeit,
Gern, wenn die Armut fleht.
Das Andre ist dem Herrn geweiht.
In dessen Haus es steht. —
Mit einem Laut verbinde du
Die zwei getrennten Worte
Und sieh, das Ganze wird im Nu
Zum festen Küstenorte. J. Falck.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Problem Nr. 12.

Von L. Karner.

Schwarz.



Weiß.

Matt in 2 Zügen.

Schachlösungen:

Nr. 9. 1. T b 8—c 8 T h 4—f 4
2. D c 6—e 5 : † etc.
Nr. 10. 1. S f 2—d 3 L c 4—d 3 :
2. T f 7—d 7 etc.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Der Charade: Edelweiß. — Des Logogriphs: Hagel—Nagel. — Des Silbenrätsels: **Waiblingen, Eiche, Raub, Wanda, Jaguar, Ludwig, Langgeschoss, Hessen-Nassau, Abraham, Bruder, Eule, Nimrod.** — „Wer will haben, der muß graben." — Des Bilderrätsels: Ein gut Beginnen giebt ein reiches Hoffen.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.